Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 24

Artikel: Die Kirche von Chandolin
Autor: Knuchel, E.F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672821

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

E. F. Knuchel

DIE KIRCHE VON CHANDOLIN

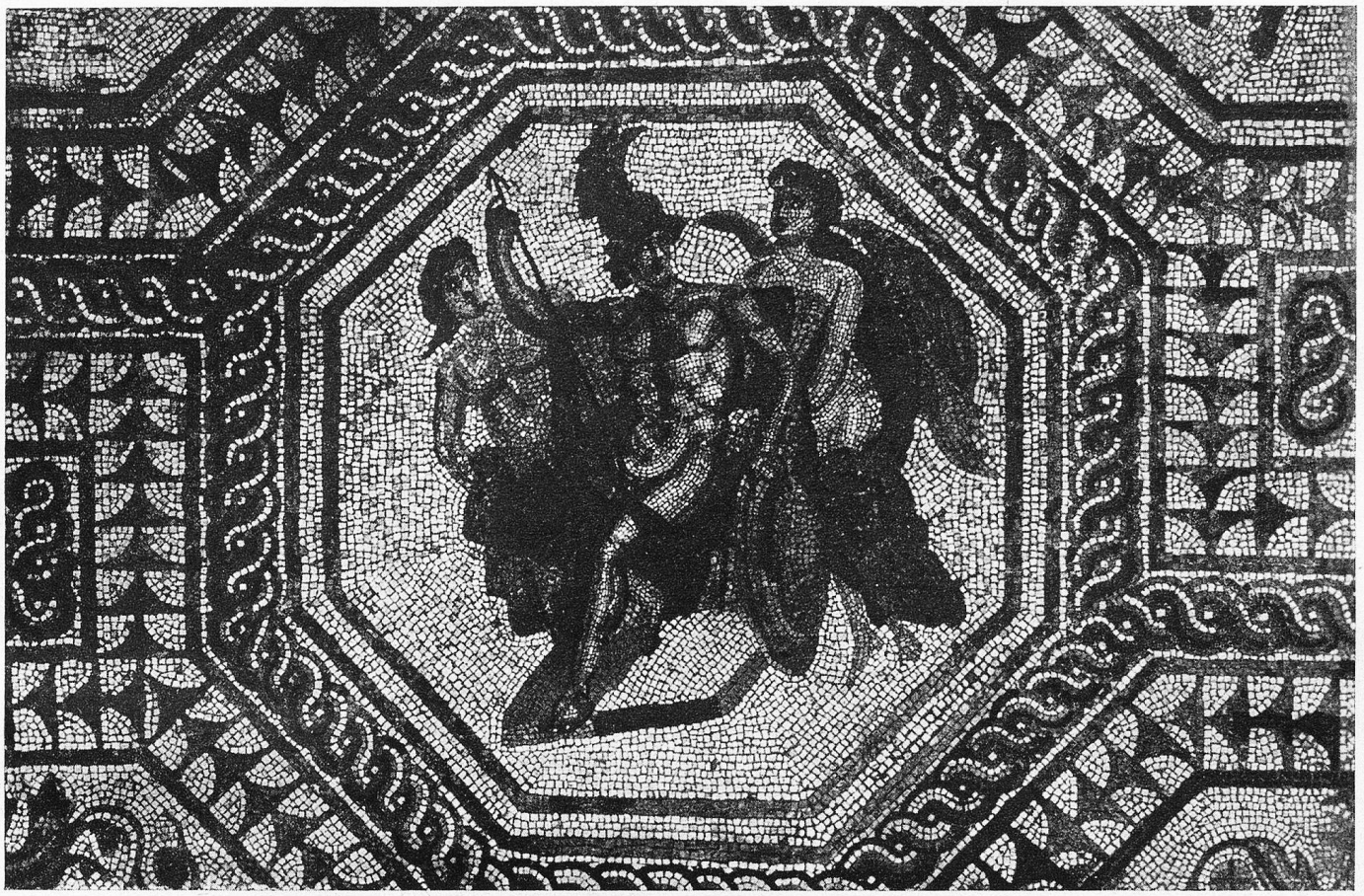
Auf sonniger Bergterrasse über dem Val d'Anniviers, nahezu 2000 m über Meer, liegt Chandolin, die höchstgelegene Gemeinde der Schweiz. Ihre Bürger und Einwohner führen ein eigenartiges Nomadenleben, teils hirtend und heuend auf ihren Alpweiden und Maiensässen, teils unten im Tal als Rebleute und Wintergänger; ein Drittel der Kirche von Muraz ob Sierre und ungefähr ebensoviel an Land gehört den Chandolinarden. Da sie entweder Zufferey, Caloz oder Favre heissen, muss man ihre Taufnamen kennen; sie haben die schönsten alten Heiligen zum Hausgebrauch: Germaine, Prosper, Philomène, Cyprien, Innocente, Basile, Séraphine, Elie, Eugénie, Daniel . . . was willst du noch mehr! Besiedelt schon seit Urzeiten von Kelten, Lateinern und Burgundern, war das Tal bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts nur auf Saumwegen zugänglich. Burgundische und fränkische Herren und Grafen und Barone des Landes stritten um seinen Besitz. Schliesslich nahm es ein Bischof Supersaxo unter direkte bischöfliche Verwaltung. Das ganze Tal war ursprünglich in vier Gemeinden aufgeteilt. Chandolin gehörte zu Louc (aus dem erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein findiger Gastwirt das heute gebräuchliche St-Luc gemacht hat). 1884 trennten sich die heute noch rivalisierenden Dörfer, und Chandolin baute an Stelle seiner St.-Barbara-Kapelle eine eigene Kirche. Und hier beginnt unsere Geschichte.

Die Leute von Chandolin sagten: «Wir wollen eine Kirche. Es ist uns verleidet, mit unsern Kindstaufen, Hochzeiten und Begräbnissen den weiten Weg ins neidische St-Luc zu machen, das uns am liebsten mit Dorf und Wiesen, Aelplein und Maiensässen und mit unsern Reben in Muraz einstecken würde. Nein, wir wollen eine eigene Kirche.»

Die von St-Luc meinten dazu: «Was wollt ihr eine Kirche? Ihr tragt ja kaum Sorge zu eurer Sankt Barbara und könnt ihr höchstens einen oder zwei Artilleristen, aber nicht einmal die Bedienung einer Kanone stellen! Und überhaupt wird euch Monseigneur keinen Pfarrer geben; er hat ohnehin schon Mangel!»

Die Leute von Chandolin schickten einen Zufferey, Caloz oder Favre zum Bischof nach Sitten und legten dem Gnädigen Herrn ihr Anliegen vor. «Selbstverständlich werdet ihr euern Pfarrer haben, wenn ihr eine christliche Gemeinde bilden, eine Kirche bauen und einen Pfarrer besolden könnt!» Und der Bischof gab diesem Zufferey, Caloz oder Favre seinen Segen und liess ihn in Gnaden ziehen und die gute Post nach Chandolin bringen. Aber als dort die braven Leute ihr Begehren so rasch und ohne weiteres erfüllt sahen, bekamen sie es doch etwas mit der Angst. Sie kratzten sich hinter den Ohren: «Bauen kostet Geld und der Pfarrer und erst noch alle Jahre! Wo wollen wir das hernehmen?» Einstweilen nahmen sie noch einen buchsenen Becher Fendant und steckten die Köpfe zusammen. In dieser sorglichen Stimmung stand auf einmal Elie Caloz auf; er war so etwas wie ein Gemeindegenie und wusste und konnte ungefähr alles, was man in einem Bergdorf brauchte, und einiges dazu, dabei hatte er in der Schule nur die erste dürftige Bildung bekommen und konnte gerade noch seinen Namen unter ein Schriftstück setzen. Das war immerhin etwas, denn was braucht ein Aelpler zu schreiben? Die angriffigen Hände waren zum Schaffen da, sogar der Gemeindepräsident setzte, da ihm das Buchstabieren Mühe machte, sein Hauszeichen unter Briefe und Akten, wie es in den «Tesseln» der Gemeinde und der Alpgenossenschaft anerkannt und ihm zugehörig war.

Also der Elie stand auf und sagte: «Bei meiner Ehre, wenn ihr Mannen mir alle im Gemeinwerk helfen wollt, so will ich euch die Kirche bauen!» Und da war keiner, der ihm das nicht glaubte. «Aber die Kirche allein tut es nicht», meldete sich so ein Aussenseiter, «da kommt noch viel dazu, was ist eine Kirche ohne Orgel und ohne Glocken? Das kostet Geld, immer wieder Geld!» — «Wenn ihr ein paar Jahre mit mir aushaltet, so werdet ihr auch das haben», antwortete Elie. «Und der Pfarrer?» meinte schliesslich noch ein Männlein aus der Ecke, den das viele Geld grüslich reute, «wer bezahlt die tausend Franken?» Stillschweigen ringsherum. Die Männer hörten das nicht gerne; aber wieder wusste Elie Rat: «Wir haben doch die 20 000 Franken, die uns die Philomène dieses Frühjahr für den Bau einer Kirche vermacht hat!



Der Kriegsgott Mars. Mosaik von Boscéaz bei Orbe *Photo Heimatschutz*

Sollen wir ihre Dublonen in der Gemeindelade Grünspan ansetzen lassen? Gebt das Geld doch in Zins! Es soll ein jeder nach seinem Vermögen einen Teil davon als Darlehen übernehmen und fünf Prozent im Jahr zahlen, dann haben wir die tausend Franken für den Pfarrer — und beim Bau der Kirche werden wir alles selber machen.»

Das überzeugte, die Gemeinde stimmte bei, und Elie bekam seine Vollmacht. Und als sie noch eine Kanne geleert, stapften die Männer von Chandolin heimzu, um ihren Weibern die grosse Neuigkeit zu berichten.

Nach einer Weile ging man wirklich ans Werk. Elie bekam trotz sehr primitiven Plänen die Bauerlaubnis. Inzwischen hatte er sich weitherum im Wallis umgesehen, alte und neue Kirchen beschaut und studiert, um nach guten Vorbildern zu schaffen. Auch das Gemeinwerk kam in Gang: Es wurden drei Riegen gebildet, die eine für den Steinbruch, die andere für das Holz, die dritte für Erd- und Maurerarbeiten. Voll Eifer war alles in der freien Zeit am Werk, sogar an Sonn- und Feiertagen, denn es geschah ja im Dienste Gottes.

Auch der Orgelbau kam in Gang, nachdem Elie in einem Dutzend Orgelwerken herumgestiegen und -gekrochen war und herausgefunden hatte, was alles dazu gehört. Eine alte Scheune in Muraz unten diente ihm als Werkstatt; hier hat er Stück um Stück der metallenen Pfeifen selber gegossen, die hölzernen zusammengeschreinert und alles genau den Massen der Orgelempore angepasst. Auch das Schmuckwerk für Kanzel und Kirchenraum stammt aus seiner Hand, wie auch die Engelsköpfchen an der Kanzel und an den Schmuckstreifen der gegliederten Wand. Was Elie Caloz nicht geriet, warf er zornig weg; zur Freude der Kinder, die es auf

die naiven Engelsköpfchen abgesehen hatten; die alte Innocente erzählte uns, wie sie an den ausgeschossenen Gipsengelchen die prächtigsten Puppen hatte. Ueberall, wo es nötig war, griff Elie mit starker Hand zu; er erfand für das Blaswerk besondere Bälge, und die Tasten des Manuals hat er selber aus Kuhzähnen geschnitzt (sie sind inzwischen durch eine regelrechte Klaviatur ersetzt worden, doch sollen in zwei Hausorgeln, von denen eine nach Basel gekommen ist, die von ihm angefertigten Tasten noch vorhanden sein). Elie Caloz hat seiner Orgel nie lauschen können; sie ist erst nach seinem Tod und als sein Vermächtnis eingebaut worden.

Inzwischen hatte man auch das Geld für die vier Glocken zusammengebracht; sie wurden in Annecy in Auftrag gegeben. Für den Transport musste man den Winter abwarten, um die Glocken von der Talsohle auf die Bergterrasse von Chandolin heraufzuschaffen. Die Erzählung dieser ungeheuren Anstrengung hört sich an wie ein Gesang aus einem alten Heldenbuch. Alle Männer der Gemeinde hatten sich in Chippis unten zusammengefunden, das damals noch ein Bauerndorf war und für den Transport seine Ochsen stellte. Die zusammen etwa 1000 Kilo schweren Glocken wurden mit Schlitten auf dem alten Maultierpfad über Soussillon hinaufgezogen, wenn es gefährlich wurde, legten sich die Männer selber ins Geschirr. Da in Chandolin keine Hebewerkzeuge und Flaschenzüge erhältlich waren, wurde eine Notbrücke vom Steilhang zum Schalloch des Turmes gebaut, und so jede Glocke an ihrem Ort angebracht. Neben der Namensheiligen Barbara wurde St-Germain zum zweiten Ortsheiligen, und auf zwei gespendeten Scheiben erscheinen Edmond Billes Christophe und Sankt Jakob.

Seither sind mehr als 70 Jahre vergangen. Kirche und Orgel haben sich tapfer in allen Stürmen gehalten, und am Fronleichnamstag haben wir uns von der schönen Stimmung der Orgel überzeugen können. Doch der Organist — im bürgerlichen Zusammenhang der Käser der Gemeinde — sagte uns, wie sehr er während des Gottesdienstes Mühe gehabt habe, die ausgefallenen Töne zu überbrücken. Auch die schöne und wohlproportionierte Kirche hat eine Renovation nötig. Doch ist es uns ein besonderes Anliegen, die einzigartige Orgel von Elie Caloz zu retten. Wir suchen freundliche Geber und Helfer. Das Pfarramt in Chandolin nimmt kleine und grössere Gaben dafür gerne entgegen.

E. H. Steenken

DER STAMMTISCH

Er hat sich erhalten, der Stammtisch. So manches was die turbulente neue Zeit vertrieb, kehrte nicht wieder und erwies sich dabei als liquidiert. Der Stammtisch — diese Insel im Getriebe der Epoche — hat sich behauptet. Er entsprach und entspricht immer noch einer Notwendigkeit: bei einem Dreier oder einem Becher Bier sich mit seinesgleichen zu treffen, die Tagesereignisse lokaler oder weltpolitischer Bedeutung zu diskutieren, ein kräftiges Wort zu sagen, gelegentlich mit der Faust, die auf die Tischplatte fällt, irgendeiner Angelegenheit Nachdruck zu verleihen.

Man betrachte ihn nur, den Stammtisch! Er ist aus gutem Holz. Ich bin namentlich jenen zugeneigt, deren Platte hell gescheuert ist wie ein Metzgerbrett. Nur in einer sehr vornehmen Weinwirtschaft lässt er sich aus dunklem Material denken. Bei den Männern, die sich um ihn versammeln und sich händeschüttelnd zu einem Jass oder zu irgendeinem andern Kartenspiel niederlassen, wird immer das Erzählen, der Gedankenaustausch auf Duznähe das eigentliche Anliegen ausmachen. Man kennt sich. Der Tag, der zwischen jetzt und gestern liegt, liess keine Entfremdung aufkommen. Man setzt im Grunde das Gespräch fort. Es gibt eine solche Intimität bei gewissen Stammtischen, dass ein allzu akzentuierter Tagesgruss als jähe Unterbrechung der Kontinuität aufgefasst werden würde. Man werte dies Sichaussprechen nicht gering. Volk, Vollheit setzt sich aus unzähligen vielen kleinen Kontakten zusammen. Hier nimmt man kein Blatt vor den Mund, hier sagt, schreit man unter Umständen das heraus, was gesagt werden muss. So mancher Politiker hat am Stammtisch seine Instinkte geschärft, seine Ansichten korrigiert, so mancher, der die regionalen Grenzen im Berufsaufstieg zurückliess, ist gern zum Stammtisch zurückgekehrt und hat hier erneut die scharfe Luft der Meinungen eingesogen. Nicht zu seinem Nachteil, fügen wir das gleich an.